

vollständige Entschädigung. Vor allem müßten die Schöffen und Geschworenen vom deutschen Volke gewählt werden.

Rechtsjustizminister Dr. Radbruch erklärte dazu, eine starke Erhöhung der Bezüge der Schöffen und Geschworenen sei ihm als dringend und drängende Aufgabe an. Die Einzelstaaten verhandeln gegenwärtig über diese Frage. Gleichzeitig wird die Frage geprüft, ob man das bisherige System der Lohngelder durch das System der Entschädigung ersetzen soll. Die Umgestaltung der Auswahl der Schöffen und Geschworenen wird einer der Hauptpunkte des Gesetzes zur Neuordnung des Strafgerichtswesens sein. Dieses Gesetz wird gegenwärtig von den Einzelstaaten geprüft. Das Verfahren im Vertrauensauschuß wird voraussichtlich beibehalten, aber durchgehend umgestaltet werden. Der Entwurf wird wahrscheinlich im März im Kabinett eingebracht werden können.

Alsdann wurde der Gesetzentwurf in allen drei Lesungen un verändert angenommen.

Die Finanzierung der Gemeinden.

Es folgte eine demokratische Interpellation wegen der finanziellen Not der Gemeinden. Die Interpellation wies darauf hin, daß die Gemeinden infolge der Verzögerung der Überweisungen aus der Reichseinkommensteuer völlig außerstande sind, die Mehrkosten auszubringen, die ihnen durch die Erhöhung der Bezüge der Beamten, Angestellten und Arbeiter auferlegt werden. Die Reichsregierung wird aufgefordert, den Gemeinden schleunige Deckung für die neuen Ausgaben zu gewähren. Gleichzeitig wird der Versuch, eine Beschränkung der Selbstverwaltung der Gemeinden herbeizuführen, entschieden zurückgewiesen.

Rechtsfinanzminister Dr. Hermes erwiderte auf die Begründung durch den Abg. Dr. Klitz (Dem.), es sei nicht zweckmäßig, die Schuld an den mangelhaften Verhältnissen lediglich dem Reich zuzuschreiben. In der Durchführung der seit der Revolution erlassenen Bestimmungen sind eben Schwierigkeiten entstanden, die sich nicht vorhersehen ließen. Sobald über die Steuerfrage Entscheidung getroffen ist, wird eine Aussprache mit den Ländern und Gemeinden herbeigeführt werden. Das Reich beabsichtigt aber nicht, in direkte Beziehungen zu den Gemeinden zu treten. Vorläufige können nur an die Länder geknüpft werden, weil aus Einnahmen der Umsatzsteuer nur den Ländern, nicht aber den Gemeinden ein unmittelbarer Anspruch gegen das Reich zusteht. In allen deutschen Einzelstaaten haben die Länder das Aufsichtsrecht über die Gemeinden. Wenn die Reichsregierung also eine Prüfung der Ausgaben der Gemeinden fordert, so hält sie sich im Rahmen der bisherigen Verfassung.

In der Besprechung der Interpellation nahm der Abg. Helmreich (Soz.) das Wort. Er wies darauf hin, daß die Gemeinden kaum noch in der Lage sind, die allerwichtigsten Verpflichtungen aus eigenen Mitteln zu erfüllen. Dasselbe machte der Abg. Benschel (Centr.) geltend.

Darauf sprach der Abg. Berndt (Deutschnat.), der für die Not der Gemeinden die Erbschaftsteuererhöhung verantwortlich machte.

Die weitere Diskussion über die Interpellation füllte den Rest der Sitzung aus.

Graf und Verbrecher.

12 Sensationen des Schlieffen-Prozesses.

§ 46. 19. Januar.

Das Gesandnis des Grafen Hans Heinrich von Schlieffen hat wie eine Bombe eingeschlagen. Der junge Graf, der mit seiner Mutter, der Gräfin Leonore von Schlieffen, mit der Gesellschaft dieser Dame, einem Fräulein Kumpel, mit einem wegen Diebstahls, Unterschlagung, Urkundenfälschung und Schleichhandels vielfach vorbestraften Handwerksmann namens Köffel und mit einem Schlosser Stenischke, der sich Student nannte, weil er einmal die Bauwerkstätte besuchte — wollte, auf der Ankommensbank sitzend, die Bucht des Kreuzverkehrs, dem er unterworfen wurde, zusammengebrochen und hat freimütig bekannt, daß er, um in den Besitz eines großen Vermögens zu gelangen, den Plan gefaßt hatte, seinen Vetter, den Majoratserben Grafen Georg Wilhelm von Schlieffen auf Schlieffenberg in Westenburg, beiseite zu schaffen, und daß er Köffel und Stenischke mit der Ausführung des Mordplanes betraut hatte. Dies ist der nackte Tatbestand, der selbst in unserer an „großzügige“ Verbrechen aller Art gewöhnten Zeit nicht geringes Aufsehen erregen dürfte.

Die armen und die reichen Schlieffen.

Die Vorgeschichte des Prozesses ist rasch erzählt. Sie ließ sich wie ein Kapitel aus dem Roman vom verarmten Oelmann, der ohne Art und Halm, und daher von Reich gegen die reiche Verwandtschaft erfüllt ist, und erinnert in mancher Beziehung an den jetzt schon halb verstaubten Prozeß der Gräfin Kwisleck, in dem auch mit nicht ganz einwandfreien

written, wenn auch nicht gerade mit Dynamit und Rebolbera, um ein Majorat gekämpft wurde. Hans Heinrich von Schlieffen ist der zweite Sohn des im August 1921 in Wädberg verstorbenen früheren Rittmeisters und Kammerherrn Friedrich Franz von Schlieffen, der von seiner ersten Frau, der jetzt angeklagten Gräfin Leonore von Schlieffen, einer Tochter des Kammerherrn von Sprenger auf Malisch in der Lausitz, geschieden und in zweiter Ehe mit einer Holländerin verheiratet war. Dieser Zweig der Familie Schlieffen war verarmt, und die Gräfin geriet mit ihren drei Söhnen (der älteste ist im Weltkrieg gefallen) nach der Scheidung der durch ihre Schuld aus den Fugen gegangenen Ehe wiederholt in finanzielle Nöte. Von dem Bruder ihres Mannes, dem Grafen Martin Ernst von Schlieffen, Majoratserben auf Schlieffenberg in Westenburg-Schwerin, erhielt sie als „Erziehungsbeitrag“ die jährliche — oder sagt man hier präzisierender — Summe von jährlich 600 Mark! Es sei beifällig bemerkt, daß Schlieffenberg mehr als 3000 Hektar groß ist und einen Wert von vielen Millionen hat. Um aus den Schmelzstätten herauszukommen, sah die Gräfin den Entschluß, ihren Hans Heinrich, der einmal von seinem eigenen Bruder dem reichen Oheim gegenüber als ein gefährlicher Launenkind bezeichnet worden war, „handelsmäßig“, d. h. mit so und so vielen Millionen zu verheiraten.

Der Mordplan.

Die Heiratpläne zerfielen sich, und so kam Hans Heinrich unter den Einführungen der Mutter — so behauptet wenigstens die Anklage — allmählich auf den Gedanken, sich auf eine etwas summarischere Weise zu tangieren und sich um jeden Preis, auch um den eines Mordes, in den Besitz des medlenburgerischen Majorats zu setzen. Als Helfer gewann er den dunklen Ehrenmann Köffel, mit dem er durch gemeinsame Schiebergeschäfte bekannt geworden war. Köffel sollte die ganze Schlieffenfamilie auf Schlieffenberg niederhauen und nach der Ausführung des Mordplanes eine richtige Belohnung, bis zu einer Million, wie er sagt, erhalten. Er ließ sich zunächst einmal einen Vorstoß in Höhe des ganzen etwa 2000 Mark betragenden Vermögens seiner Auktionsgeber auszahlen, machte mit dem Gelde einen Lebensmittelladen auf, ließ sich Schloss Schlieffenberg wiederholen an und will im übrigen gar nicht die Absicht gehabt haben, die Tat auch wirklich auszuführen; er habe es vielmehr nur auf Prestige abgesehen gehabt. Was ihm aber nicht hinderte, sich in Berlin in der Person des Stenischke einen Helfershelfer für das Schlieffenberger Attentat zu suchen. Dieser Stenischke ist eine Nummer für sich. Er war ursprünglich Schlosserlehrling, diente ein paar Monate bei der Reichswehr, spielte in Nachtcafés Klavier und machte sich schließlich aus eigener Nachvollkommenheit zum Studenten. Köffel hatte ihm erzählt, daß in Westenburg eine Personlichkeit, die „ganz rechts“ stünde, im Auftrag eines geheimen Ausschusses beauftragt werden müsse, und Stenischke war sofort bei der Sache. Die beiden Kumpelbanden mit falschen Vätern und Verkleidungen nach Schlieffenberg, fanden aber keine Gelegenheit, ihr angeblich „politisches“ Attentat auszuführen. Stenischke reiste nun nach Schönberg bei Görlitz, wo die armen Schlieffens hausten, erkrankte der Gräfin Rapport, wurde gut gepflegt und bekam vom Grafen Hans Heinrich wertvolle Besuche, über alle Möglichkeiten der Ausführung des Verbrechens. Außerdem erhielt er eine Parabelumpfstiche, mit der er sich „einsoß“. Und nun fuhr der treue Mann, reichlich mit Proviant versehen, noch einmal nach Schlieffenberg, verriet gegen 2000 Mark in bar und eilige Versicherungen den ganzen Mordplan an die Gegenpartei, verhandelte auf der Heimfahrt die Parabelumpfstiche an den gräflichen Aufseher, der ihn zur Bahn fuhr, und tauchte schließlich von neuem in Schönberg auf, um sich noch einmal mit Geld versehen zu lassen. Hier war aber nichts mehr zu holen. Sein Verrat hat den Stein ins Rollen gebracht, und es ward ihm die Genugtuung, daß er als Zeuge vernommen Majoratserbe von Schlieffenberg seine Angaben über seinen folgenschweren Besuch auf dem Schloße — führte er doch zur Verhängung der ganzen Mordgeschleife — als „im ganzen richtig“ bestätigte. Der alte Graf erklärte im übrigen, daß die Gräfin Leonore in der Familie den maßgebenden Einfluß ausübt habe.

Die Zeugen.

Es wurden dann mehrere Berliner Detektive, Hauptmann a. D. Holz und seine Angestellten vernommen. Sie waren von dem Grafen Schlieffen auf Schlieffenberg mit den Ermittlungen in der Sache betraut worden, und suchen vor allem den Nachweis zu führen, daß Köffel den Mordplan tatsächlich ausführen wollte und sich mit großen Mengen Sprengstoff versehen hatte. Ein weiterer Zeuge, Kriminalkommissar Liebe, erzählt von der Verhaftung der Gräfin. Er kam als angeblicher Komplize Köffel. Die Gräfin habe seine Anstrengungen auf die Vernichtung des Dynamits sofort verhindert. Die Gräfin bestreitet jedoch, daß sie gewünscht habe, daß Köffel sich Dynamit besorgen habe.

Franz Grillparzer.

Zur 50. Wiederkehr seines Todestages.

Am 21. Januar 1872 starb in Wien, 81 Jahre alt, Franz Grillparzer, einer der hervorragendsten deutschen Dramatiker der nachklassischen Zeit. Als Sohn eines geachteten, aber armen Advokaten mußte er sich schon frühzeitig nach Erwerb umsehen und trat 1813 als Konzeptspraktikant in den österreichischen Staatsdienst, den er auch nicht wieder verließ, als er ein berühmter Dichter geworden war. 1836 trat er als Hofrat in den Ruhestand. Verheiratet war er nie, obwohl er verlobt gewesen war und mit seiner Braut Kathi Fröhslich bis zum Tode befreundet blieb.

Grillparzers Dramen, die Schicksalstragödie „Die Ahnfrau“, das klassisch vollendete Trauerspiel „Sappho“, die große Trilogie „Das goldene Vlies“, das prächtige dramatische Märchen „Der Traum ein Leben“, die großen historischen Tragödien „König Ottokars Glück und Ende“, „Ein treuer Diener seines Herrn“ und „Ein Bruderzwist in Hainz Habsburg“, die weltbewohnte Lustspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“, das geistvolle Lustspiel „Beh' dem, der lügt“, die herrlichen Dichtungen „Die Jüdin von Toledo“ und „Libussa“, die großartigen dramatischen Fragmente „Spartacus“ und „Esther“, gehören zu den bedeutendsten Bühnenstücken, die nach der großen Ärazeit der deutschen Literatur, nach Lessing, Schiller und Goethe, erschienen sind.

Der Dichter wurde in den mittleren Jahren seines Lebens vielfach verkannt und zog sich darum gänzlich von der Öffentlichkeit zurück. Spätere Auszeichnungen — er wurde 1847 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1861 Mitglied des österreichischen Herrenhauses — konnten wenig an seiner Stimmung ändern, und seine Neigung zu selbstauferlicher Schwermut steigerte sich oft ins Maßlose, so daß er an sich verzweifelte und sogar Selbstmordgedanken hegte. Im Mai 1889 wurde ihm im Wiener Volksgarten ein Denkmal errichtet.

Blüchers verschleudertes Erbe.

Von August Storm.

So schwindet der Ruhm der Welt! In dieses alte Wort wird man durch die dieser Tage bekannt gewordene Tatsache erinnert, daß das schöne, große und stolze Palais des Fürsten Blücher in Berlin an einen millionenschweren Ketten, namens Bonding, verkauft worden ist. Die Wahl eines Ausländers, und noch dazu eines Mannes, der einem den Deutschen feindlichen Volkstum angehört, zum Käufer des Erbes des „Marschall Vorwärts“ erklärt sich, wenn nicht völlig, so doch zum großen Teil dadurch, daß von den jetzt lebenden Nachkommen des berühmten Heerführers die meisten „verengländert“ sind.

Die Hauptschuld daran trägt der vor einigen Jahren infolge eines Sturzes mit dem Pferde gestorbene Fürst Oskar von Blücher von Wahlstatt, der ein Urentel des Feldmarschalls war. Dieser Urentel eines großen und vor allem echt deutschen Mannes war kein Freund der Deutschen, besonders aber kein Freund Preußens. Diesen Staat, in dessen Diensten sein Urhahn gestanden hatte, diesen Staat, von dem das Blücherische Vermögen stammte, haßte er geradezu. Dieser Haß ging so weit, daß er niemals seinen erblichen Sitz im preussischen Herrenhause einnahm, und daß er seinem zweitältesten Sohne Gustav die Mittel zum Unterhalt verweigerte, weil dieser Sohn in den preussischen Staatsdienst treten wollte. Die Gewährung dieser Mittel mußte sich der Sohn durch eine gegen den Vater gerichtete Klage erstreiten.

Rechtshandel spielten im Dasein des Urentels des Feldmarschalls überhaupt eine große Rolle. Der Fürst lagte sich mit dem Staate Preußen, mit der Stadt Berlin und verschiedenen anderen Leuten und auch mit seinen Kindern, namentlich mit denen aus seiner ersten Ehe, herum. Die Stadt Berlin verklagte er vor Jahren auf Schadenersatz, weil sie ihm durch eine Tribüne, die bei einer patriotischen Feier auf dem Pariser Plage errichtet worden war, die Aussicht aus den auf den Platz gehenden Fenstern seines Hauses versperrt hatte. Der Fürst hatte

Die Grafen von Freydeck.

46] Roman von A. Ostland.

er fragte es ganz von oben hin, als sei ihm die Sache völlig gleichgültig, und der alte Diener ließ sich auch täuschen.

„Die Schube hatte der gnädige Herr beim Polterabend fest an“, sagte der alte Diener, „sie waren ganz neu. Aber während Fräulein Julie fortging — Gott mag wissen, was das arme Fräulein mitten in der Nacht in ihrer leichten Kleidung hinaustrieb in den Forst — war der Herr ja doch im Park.“

Er sagte, er sei auf einer Bank ein wenig eingeschlafen — ja — und da muß er die Schube so zugeht haben. Es fehlte auch ein Teilchen vom Absatz.

Ich fand sie in der Frühe, während der Herr noch ganz apathisch im Salon saß, in seinem Schlafzimmer. Und weil das Instandhalten von meines Herrn Garderobe zu meinen Obliegenheiten gehört, ließ ich den kleinen Schaden gleich herrichten.“

Der Alte nahm seinen Schuh und ging schwerfällig hinaus.

Hermann Gerlach und seine Tochter sahen sich an. Lange sprachen sie nicht. Dann sagte Gerlach:

„Run, Kind, was denkst du? Ist das eine Lösung?“

Räthe schüttelte den Kopf.

„Nein; nur eine weitere Verwirrung. Denn wenn Graf Hugo der Besitzer eines feinen, gepolsterten Schubes ist, dem ein Absatzteilchen fehlt, dann — dann —“

„Dann bestand Graf Hugo von Freydeck sich fast unzweifelhaft am Tatorte. Nicht, Kind?“

Sie bläute ihn verwirrt an.

„Und — was weiter?“

„Und da war ein Mann in schweren Jagdstiefeln; die Kommission nimmt doch an, es sei Max gewesen. Dieser selbe Mann sandte seit langer Zeit seine selbstgezogenen Hyazinthen an Julie, oder er gab sie ihr selbst, obgleich sie gerade diese Blumen gar nicht mochte.“

„Und sie hob, trotz ihrer starken Abneigung, alle diese Blüten sorgsam auf. Was ist daraus zu schließen, Räthe, was?“

„Daß — daß Max und Julie — sie stotterte ein wenig. Gerlach nahm ihre beiden kalten Hände in die seinigen.“

„Ja, daß sie sich sehr lieb hatten, nicht wahr? Lieber, als Schwager und Schwägerin gewöhnlich. Daß da etwas gespielt hat, wovon wir alle und wahrscheinlich auch die nächste Urahnung Julies kaum eine Ahnung hatten.“

und was muß man weiter folgern? Daß Graf Hugo durch irgend einen Zufall von dieser Neigung erfuhr, daß er deshalb die Nähe Max Gänthers nied, daß er ihn deshalb haßte, wie nur ein leidenschaftlicher, eifersüchtiger Mann haßen kann.

Kannst du jetzt die seltsame Szene von heute nacht begreifen? Er scheint dir nicht dieses schon klarer?“

„Aber weshalb spricht Gänther nicht?“ warf Räthe ein.

Gerlach schritt unruhig auf und nieder.

„Ja — warum? Ich sehe keinen Grund, außer dem, daß er vielleicht Julie schonen will, noch im Tode. Aber jetzt ein Mann dafür alles auf Spiel: seine Ehre, seine Zukunft, die Zukunft seiner Kinder? Ist das denkbar?“

Eine Pause entstand. Keins sprach mehr. Hermann Gerlach dachte zurück an die lange Reihe von Jahren, in denen Max Gänther sein Freund war.

Er dachte an das oft überspannte Ehrgefühl dieses eigenartigen Mannes, an seine Besonderheiten, an seine Willensstärke und Beherrschungsfähigkeit.

Und immer klarer wurde in ihm die Ueberzeugung, daß hier große Leidenschaften geherrscht haben mochten, Wünsche, die vielleicht aus irgendeinem Grunde unerfüllbar waren, daß aber dieser Mann nie etwas Unedles hatte begehen können.

Und Räthe dachte mit welchem Herzen an die Tote, an der sie so innig gegangen, und die ihr doch stets im innersten Wesen fremd geblieben war, an dieses selten schöne, heiligmündende Gesicht, welches ein großes Geheimnis mit strahlendem Vöckeln hinüberretete in den Tod.

Wie war dieser Tod eingetreten? Wie hatten sich die letzten Augenblicke in jenem abgelegenen Teile des Waldes, auf der von niedrigem Gelände begrenzten Brücke gestaltet? Würde alles dies jemals klar werden?

Räthe riefte den Kranz auf und schritt damit nach der nächsten Tür, welche in das allgemeine Speisezimmer führte.

Aber erschrocken prallte sie zurück. Da, dicht neben der Tür stand der alte Oberst von Kirchbach, schwer auf seinen Stuhl gestützt.

Sein vergrühtes, von tausend Falten durchzogenes Gesicht war fast grau. Aber aus den tranken Augen des alten Soldaten glänzte jetzt etwas wie Kampfesfreude, wie ein ehrlicher, ungeheurer Zorn, welcher sich Luft machen will.

Gerlach überfah mit einem Blick die Situation. Und in diesem Augenblicke wußte er es auch: dieser alte Mann, der so schwer betroffen worden war, nahm nun die Sache selbst in die Hand, er entwand ihm die Führung und würde handeln, wie er es für auf fand.

Aber ob es gut und geraten war, jetzt schon eine Anklage zu erheben? Ob man nicht warten sollte und noch mehr Beweise sammeln?

Gerlach sahte nach dem Arm des alten Herrn. Er wollte ihm begütigend zusprechen, wollte Vernunftgründe anführen, Vorstellungen machen.

Aber er sah es an dem stahlharten Ausdruck dieser Augen, an dem entschlossenen Mund: hier war alles Reden vergeblich.

Dieser Mann, dem ein höhnisches Gesicht sein letztes Kind auf eine so grauenvolle und geheimnisvolle Art geraubt hatte, war unter allen Umständen entschlossen, eine Sühne zu finden.

Er kämpfte auch noch für die, welche ihm geblieben, für den Schwiegerjohn, den er hochschätzte, für Georg, der von jeher sein Liebling gewesen war.

Run sah er einen Weg vor sich. Diesen Weg würde er gehen ohne jede Rücksicht.

Hermann Gerlach dachte nach. Er und Räthe hatten dem alten Herrn manches verheimlicht.

War es nicht nun, da er doch schon so vieles wußte, besser, ihm alles zu sagen?

Eine Stunde später hatte Oberst von Kirchbach erfahren, was überhaupt zu erfahren war. Er hatte dem Freunde kurz gedankt.

Auf alle Fragen, was er nun zu tun beabsichtige, gab er nur ausweichende Antworten.

„Ich bin ein alter Soldat“, sagte er. „Das viele Ueberlegen ist nicht mein Fall. Handeln! Den Augenblick beim Schopfe nehmen! Und dem Schuldigen offen entgegenzutreten! Kein langes Verwickeln!“

Zum Teufel, wenn Graf Hugo an der Unfallsstelle war, dann soll er sprechen! Und all die Geschichten, die ihr euch da in den Kopf setzt, die werden gleich zerfallen, wenn man sie klar beleuchtet!

Wenn Max mein armes Mädel so sehr geliebt hätte, weshalb heiratete er sie nicht? Und weshalb nahm sie dann die Werbung des Grafen an? Die Hyazinthen sind doch kein Beweis!

Die hat er ihr oft vor meinen Augen gegeben, und ich fand nichts daran. Wenn einem jemand eine Freude machen will, dann hebt jedes sentimentale Mädchen sich gern eine Blume auf, und wenn sie ihr auch sonst nicht sympathisch ist.

Das ist noch längst nichts Beweisendes. Aber das ist doch sehr sonderbar, daß der Graf heimlich in Julies Zimmer dringt und alles verbrennt? Und vieles andere in seinem Gebaren ist auch ganz unverständlich.“

(Fortsetzung nächste Seite.)